

BULLETIN 2005 - 1



Inhaltsverzeichnis :

Kriegsschicksale der beiden Zwangsrekrutierten Joseph und Nicolas Strotz
aus Bigonville

KRIEGSSCHICKSALE DER BEIDEN ZWANGS- REKRUTIERTEN

Joseph und Nicolas Strotz aus Bigonville

Der nachfolgende Bericht, welcher die Kriegserlebnisse der Gebrüder Strotz aus Bondorf wiedergibt, wird wohl für manchen Leser unglaublich klingen. Diese unfassbare Begebenheit ist jedoch keine Mär, sondern entspricht in allen Teilen den Tatsachen und zeugt davon, dass das Schicksal manchmal sonderbare Wege geht.

Joseph Strotz wurde am 23. Oktober 1922 in Bondorf geboren. Die Familie lebte von der Landwirtschaft und betrieb außerdem ein Sägewerk. Joseph Strotz hatte noch einen Bruder mit Vornamen Nicolas und zwei Schwestern. Doch lassen wir die beiden Brüder der Reihe nach erzählen:



Joseph Strotz:

„Als die deutschen Truppen an 10. Mai 1940 in Luxemburg einrückten, befand ich mich im 18. Lebensjahr. Wie alle Jugendlichen meines Alters staunte ich über diesen gewaltigen Militäraufmarsch, der ebenfalls Soldaten der Wehrmacht in mein Heimatdorf brachte. Die Soldaten, vornehmlich Infanterie zu Fuß oder berittene Einheiten, zogen weiter in Richtung Martelingen.

Auf der von Koetschette nach Martelingen führenden Hauptstraße jedoch, wollte der Strom der dort vorbei rollenden Panzerfahrzeuge nicht abreißen.

Bereits am ersten Tage wäre es fast für unsere Familie zu einem tragischen Vorfall gekommen, als mein Vater bei einem Luftkampf zwischen einem deutschen und einem französischen Flugzeug beinahe das Opfer einer Maschinengewehrgarbe geworden wäre.

Nach dem Durchmarsch der Deutschen, welcher mehrere Tage dauerte, kehrte im Dorf allmählich wieder Ruhe ein.

Aus der Presse und über Radio wurden uns in den folgenden Wochen allerdings Nachrichten zugetragen, in denen nur noch von deutschen Erfolgen die Rede ging.

Hatten wir anfangs noch damit gerechnet, es würde den Franzosen gelingen, den deutschen Vormarsch zu stoppen, so mussten wir mit Bitterkeit zur Kenntnis nehmen, dass Frankreich bereits nach 6 Wochen am Ende war.

Es sah so aus, als würde Deutschland in allen besetzten Gebieten die Oberhand behalten.

Als später die Zivilverwaltung, mit all ihren Gliederungen, sich im deutschbesetzten Luxemburg niederließ, bekamen wir zwar mit, was so im Lande passierte, doch blieben wir hier im Dorf von den üblen Machenschaften der Nazis so ziemlich verschont.

Es gab zwar einige Einwohner, welche durch ihre Stellung gezwungen waren, die gelbe Parteiuniform zu tragen, doch kann man nicht sagen, dass diese Leute sich gegenüber den übrigen Dorfbewohnern etwas zu Schulden kommen ließen. Diese Leute verhielten sich eher neutral.

Richtig betroffen von den Maßnahmen des Gauleiters wurden wir erst, als mein älterer Bruder im April 1942 zum Reichsarbeitsdienst einrücken musste.
Ab diesem Zeitpunkt rechnete ich ebenfalls mit einem Stellungsbefehl zum RAD, der mir allerdings erst im Oktober gleichen Jahres zugestellt wurde.

Kurz vorher kam es dann allerdings zu der skandalösen Verordnung des Gauleiters, welche in einer ersten Phase, die männlichen Jahrgänge von 1920 bis 1924 zum Dienst in die deutsche Wehrmacht zwang.

Ganz Luxemburg war an diesem 30. August 1942 entsetzt. Man konnte und wollte es nicht glauben. Tausende von jungen Männern, in den besten Jahren, sollten Hitlers Armeen auffüllen.

Sollten als Kanonenfutter an die Front geschickt werden.

Nicht zu glauben!

Eine ebenso verbrecherische wie schändliche Verordnung.

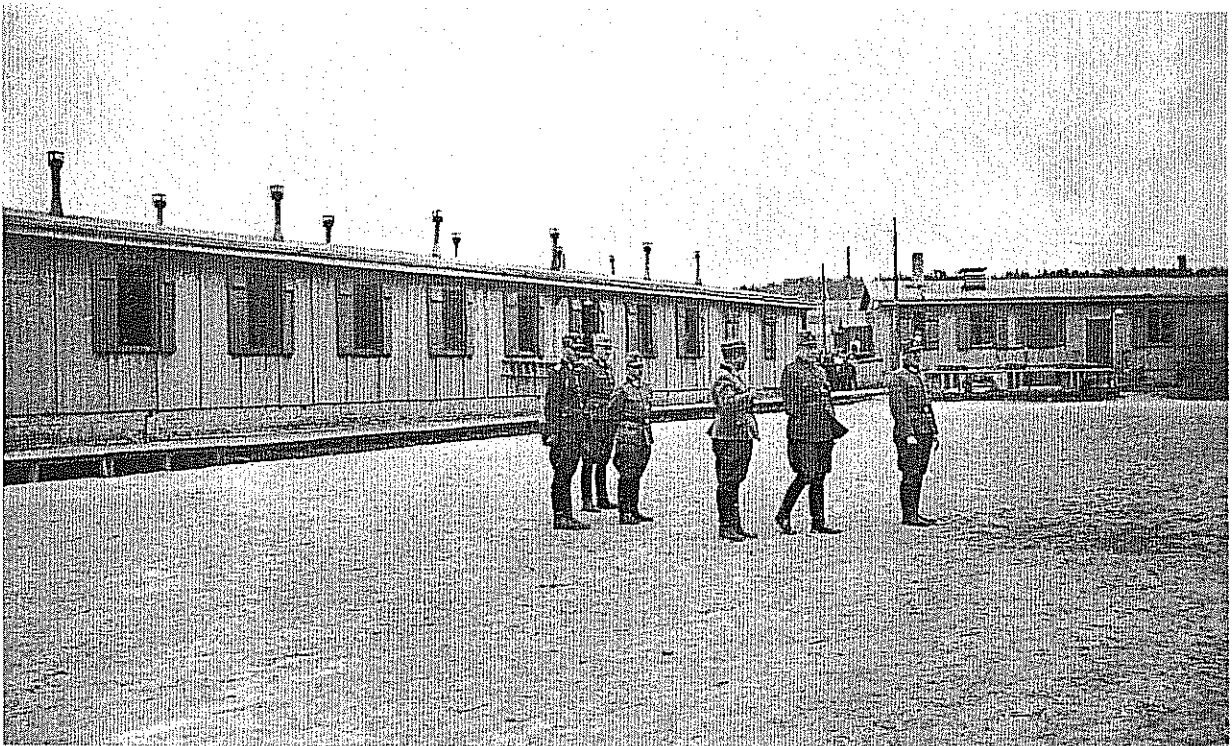
Sowohl mein Bruder, wie ich selbst, waren beide von dieser Zwangsmaßnahme betroffen. Im ganzen Land kam es zu Protestaktionen, welche jedoch von den Nazis auf die brutalste Art und Weise niedergeschlagen wurden.

Auch hier im Dorf kam es zur Opposition, indem die Landwirte beispielsweise während mehreren Tagen keine Milch ablieferten.

Als dann aber die Kunde der Erschießungen von mehreren am Streik beteiligten Einwohnern aus Wiltz und Ettelbrück umging, sahen wir ein, dass es keinen Sinn hatte, dem vor keiner Untat zurück schreckenden Okkupanten die Stirn zu bieten.

Am 10. Oktober 1942 musste ich dann zum Arbeitsdienst.

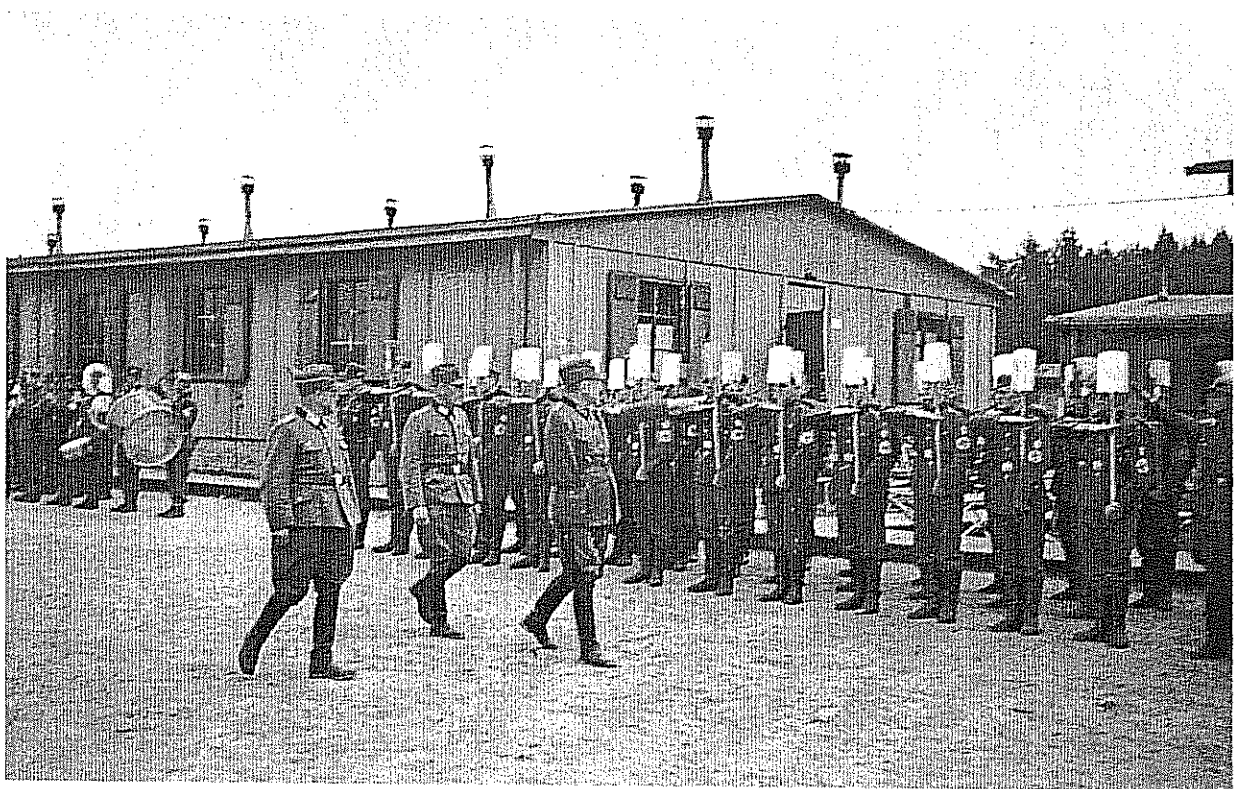
Mit vielen luxemburgischen Kameraden kam ich nach Peenemünde, auf der Halbinsel Usedom.



Arbeitslager Peenemünde



Arbeitslager Peenemünde



Was uns dort sofort auffiel, war die unverkennbare Tatsache, dass wir sozusagen unter polizeilicher Aufsicht standen. Im übrigen verrichteten wir jedoch den normalen Dienst, der in allen Lagern auf gleiche Art und Weise ablief.

Unser Tagesprogramm begann um 6 Uhr und bestand im Wesentlichen aus Sport, Exerzierübungen, Erdarbeiten und nicht zu vergessen, dem politischen Unterricht, in welchem uns immer wieder vor Augen geführt wurde, welche Ehre es sei, dem Führer und dem Großdeutschen Reich zu dienen.

Peenemünde



Unser Arbeitslager befand sich in der Nähe einer unterirdischen Fabrik, die wir mit ausgestochenen Rasenstücken so zu tarnen hatten, dass eine ununterbrochene Grünfläche entstand. Auf dem künstlichen Wiesengelände wurden zusätzlich Kiefern angepflanzt. Welche Bewandnis es mit dieser Fabrik hatte, wussten wir zwar nicht, doch handelte es sich offensichtlich um einen von Geheimnissen unwitterten Ort.

Wie hätten wir auch ahnen können, dass auf diesem Gelände jene Raketenversuchsanstalt bestand, welche die Fernrakete V 2 entwickelte, die später zum Arsenal der sogenannten Wunderwaffen gehörte?

Das einzige, was wir sahen, waren leuchtende, sternartige Körper, welche mit viel Getöse in den Himmel aufstiegen.

Der Lärm war so gewaltig, dass man diesen mit dem Geräusch einer Staffel aufsteigender Flugzeuge vergleichen konnte.

Bekanntlich war ja ein Luxemburger unter uns, welcher diese ganze Sache mit einem anderen Auge verfolgte. Es handelte sich um Henri Roth aus Wiltz, welcher aus dem Gymnasium ausgeschlossen worden war, nachdem er sich geweigert hatte, der Hitlerjugend beizutreten. Er hatte den Verdacht, dass in dieser Fabrik etwas entwickelt wurde, über das der Mantel des Stillschweigens gehüllt wurde. Er machte sich genaue Notizen über seine Wahrnehmungen und fertigte sogar eine detaillierte Skizze an.

Diese Angaben sollen später an die Engländer weitergeleitet worden sein.

Die Anlage wurde zu einem späteren Zeitpunkt von den Alliierten mit Bomben belegt, wodurch eine Verzögerung in der Raketenherstellung erreicht wurde.

Am 29. Dezember 1942 war unsere Dienstzeit beendet.

Wir wurden beurlaubt und durften nach Hause.

Ich konnte mich meines Urlaubs jedoch nicht lange erfreuen, denn der Stellungsbefehl zur Wehrmacht harnte meiner bereits bei meiner Ankunft.

Mein Bruder war inzwischen an der Front in Russland, doch hatten wir von ihm noch keine Nachricht.

Ich leistete dem Stellungsbefehl auch umgehend Folge, denn weder mein Bruder noch ich, dachten daran, uns der Wehrpflicht zu entziehen.

Die Nazis hatten ja inzwischen die Umsiedlung eingeführt, die im Prinzip alle Angehörigen der Deserteure traf.

Wir beide wollten unserer Familie derartige Schikanen ersparen.

Dem Stellungsbefehl zufolge hatten wir uns an einem bestimmten Tage auf dem Bahnhof Luxemburg-Hollerich einzufinden, von wo aus dann der Transport nach Deutschland abging.

Bevor wir in den Zug einstiegen, wurden die Einberufenen zwar namentlich aufgerufen, doch kann ich mich nicht erinnern, wie viele sich dem Befehl entzogen hatten.

Die anwesenden deutschen Militärs verloren hierüber kein Wort.



Der Zug mit dem neuen Wehrmachtsschub setzte sich in Bewegung, und wir wurden mit Unterbrechungen bis Ansbach, in der Nähe von Nürnberg gebracht.

Dort fand unsere militärische Ausbildung statt, die 3 Monate dauern sollte.

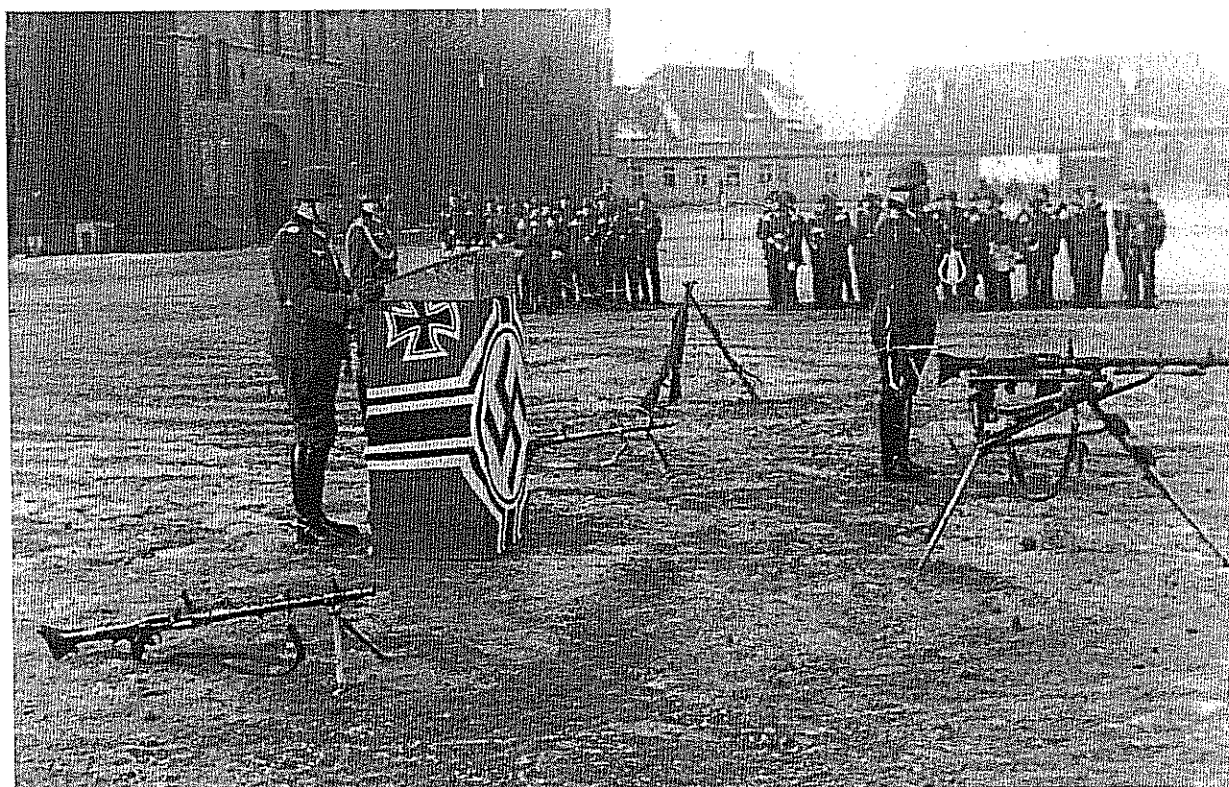
Ich kam zur Infanterie.

Unsere Kompanie bestand aus vier Zügen.

Den 4. Zug nannte man den „schweren Zug“, denn in diesem befanden sich außer den normalen Infanteriewaffen, zusätzlich Granatwerfer und SMG's (schwere Maschinengewehre).



Vereidigung in der Kaserne von Ansbach



Nach einer dreimonatigen Ausbildung, die sehr hart war und bei der uns nichts erspart blieb, sollten wir nach der Halbinsel Krim gebracht werden.
Diese liegt an der Nordküste des Schwarzen Meeres.

Zuvor verweilten wir noch zwei Tage in der Stadt Kertsch.
Mit Sturmbooten wurden wir dann auf die Krim gebracht.
Je 15 Mann fanden in einem dieser Boote Platz.
Jedes Boot war mit einem Außenbordmotor versehen, der zusätzlich als Steuervorrichtung Verwendung fand.
Wir gelangten zwar auf die andere Seite, doch wurden wir kurz vor dem Ziel von sowjetischen Flugzeugen angegriffen.

Hierbei wurden zwei Boote getroffen. Die beförderten Infanteristen zum größten Teil getötet.

Von hier aus, sollten wir zum Kuban-Brückenkopf.
Der Kuban-Brückenkopf war eine von den Deutschen gehaltene Stellung auf der Taman-Halbinsel, am Ost-Ufer des Schwarzen/Asowschen Meeres, welcher durch die Straße von Kertsch von der Krim getrennt war.
Nach unserer Ankunft auf der Krim galt es, den Kuban-Brückenkopf zu erreichen.

Wir waren Infanterie zu Fuß und mussten dementsprechend täglich zwischen 50 und 60 Kilometer zu Fuß, mit Gepäck zurücklegen. Ein mühseliges, von Entbehrungen gezeichnetes Unterfangen.
Lediglich unsere Munition und die schwere Artillerie wurden mit Pferdegespann befördert.

Unsere Division gehörte damals zur 6. Armee, welche nach der Katastrophe von Stalingrad neu aufgestellt worden war.
(In den Kuban-Brückenkopf zogen sich Teile der Heeresgruppe A -von Kleist- zurück, nachdem der Vorstoß zum Kaukasus gescheitert war)

Nach mehrtägigen Fußmärschen, befanden wir uns dann in einem hügeligen Gelände, im Vorfeld unseres Einsatzgebietes.

Wir kamen dort an, als hauptsächlich nur noch Rückzugsgefechte geführt wurden.
Die Division, der ich angehörte, war demzufolge dazu bestimmt, wie man in der Militärsprache sagt, „ an geregelten Absetzbewegungen “ teil zu nehmen.

Zu diesem Zeitpunkt herrschten in diesem Bereich noch keine chaotischen Verhältnisse, sondern alles verlief nach Plan.

Die Absetzbewegungen erfolgten so, wie wir dies bei der Ausbildung gelernt hatten.
Jeweils eine Gruppe blieb mit dem nachfolgenden Gegner in Gefechtsberührung, während die andere Gruppe sich in rückwärtiges Gebiet zurückzog.
Es kam allerdings auch vor, dass von den Deutschen ein Angriff nach vorne getragen wurde, um beispielsweise eine wichtige Stellung zurück zu erobern.
Im Wesentlichen befanden wir uns allerdings in der Phase eines geordneten Rückzugs.

Dann kam für mich der schicksalsträchtige 26. Juli 1943.

Bereits in der Frühe, gegen 4 Uhr, wurden unsere Stellungen von der russischen Artillerie unter schweres Feuer genommen, das 2 Stunden lang andauerte.

Dann sahen wir plötzlich russische Infanteristen, welche mit ihrem markerschütternden „Urräh“ auf unsere Stellungen losstürmten.

Der Angriff wurde von Panzern vom Typ T 34 unterstützt.

Da wir weder über PAK (Panzerabwehrkanone) noch über andere panzerbrechenden Waffen verfügten, waren wir den russischen Panzern schutzlos ausgeliefert.

Unser SMG-Trupp hatte sich in einem Bombentrichter verschanzt.

Bei unserem MG-Schützen handelte es sich um einen deutschen Unteroffizier namens Bauer, welcher sich stets durch besonderen Fanatismus hervortat. Jedenfalls gab er nie eine Stellung auf, bevor diese wirklich nicht mehr zu halten war.

Obschon ich ebenfalls am Maschinengewehr ausgebildet worden war, durfte ich die Waffe beim Einsatz nicht bedienen, sondern meine Tätigkeit beschränkte sich auf das Heranbringen und Zuführen von Munition.

Die Luxemburger sowie die Elsässer und Lothringer wurden von den Deutschen als „Beutesoldaten“ bezeichnet.

Sie trauten uns deshalb nicht zu, mit einer Waffe, wie mit einem Maschinengewehr zu schießen, da sie vermutlich davon ausgingen, dass wir im Ernstfall versagen würden.

Mit dieser Einschätzung hatten sie vermutlich recht, denn ich persönlich hätte kaum auf Russen geschossen, höchstens wenn ich in eine Situation geraten wäre, wo es ums Überleben gegangen wäre.

Da unsere Stellung gut gewählt war, gelang es dem Unteroffizier, die russische Infanterie in Schach zu halten, so dass der Angriff ins Stocken geriet.

In diesen Fällen wandten die Russen immer die gleiche Taktik an.

Wurden sie durch hartnäckige Gegenwehr aufgehalten, dann versuchten sie das jeweilige Widerstandsnest auszumachen und schossen dann eine blaue Leuchtkugel in die feindliche Position.

Auch in diesem Falle gingen die Russen auf gleiche Art und Weise vor.

Ich sah die blaue Leuchtkugel heranzischen und in der Nähe unserer Stellung niedergehen.

Schon scherte ein T 34 aus dem Verband aus und hielt geradewegs auf unsere Stellung zu.

Dann feuerte der Panzer drei Granaten auf unsere Stellung ab.

Zwei davon explodierten in der Nähe und bei der dritten war es vorbei.

Ich verspürte noch einen heftigen Schlag am Kopf und verlor daraufhin das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in der Ecke eines Erdbunkers.

Ein Luxemburger, und zwar Stemper Eugen aus Wiltz, der bereits vorher zu unserer Gruppe gehörte, befand sich in meiner Nähe.

Im Halbbewusstsein stellte ich fest, dass ununterbrochen Blut aus meinem Mund herauslief.

Ich verlor ein zweites Mal die Besinnung.

Als ich dann wieder zu mir kam, lag ich auf einem Operationstisch, wo mehrere Leute in Weiß, sich um mich bemühten.

Ich trug noch immer meinen Helm, der mir erst hier abgenommen wurde.

Ein Granatsplitter steckte noch drin.

Der erste Eingriff galt meiner Zunge, die ich erst wieder spürte, als man anfang diese zu vernähen, ohne dass mir ein Betäubungsmittel verabreicht worden war.

Die Schmerzen die ich hierbei aushalten musste waren so unerträglich, dass ich laute Schmerzensschreie ausstieß.

Obschon man meine arg mitgenommene Zunge weiterhin vernähte, spürte ich plötzlich überhaupt keine Schmerzen mehr.

Als ich viel später wieder zu Hause war, und mich bei einem unserer Ärzte nach der Ursache dieser plötzlichen Unempfindlichkeit erkundigte, gab dieser mir zu verstehen, dass der Empfindungsnerv bei der Wundversorgung ab einem bestimmten Zeitpunkt außer Funktion gesetzt worden war.

Die Zunge selbst empfand ich als Klumpen, ohne jegliches Gefühl.

Insgesamt hatte ich drei Splitter abgekommen, die mich alle im Kopfbereich getroffen hatten.

Einer war seitlich in den Mund eingedrungen. Hatte meine Zunge gespalten, am Oberkiefer 7 Zähne wegrasiert und am Unterkiefer 5.

Die schwerste Kopfwunde wurde in diesem Lazarett nur oberflächlich versorgt.

Ein Splitter hatte nämlich den Schädelknochen gespalten.

Es klingt fast unglaublich, doch wurde ich von diesem Lazarett aus mit einem Fieseler Storch nach der sowjetischen Hafenstadt Sewastopol geflogen, wo ich in ein Lazarett gebracht wurde, das meiner Ansicht nach besonders für Kopfverletzungen eingerichtet war.

Eine Rote-Kreuz-Schwester hielt sich ohne Unterbrechung in meiner Nähe auf.

Meine Zunge musste nämlich die ganze Zeit über mit einem Schwamm befeuchtet werden, denn eine ausgetrocknete Zunge stirbt bekanntlich ab.

Während des Fluges, nach dem etwa 250 bis 300 Kilometer entfernten Sewastopol gingen mir die sonderbarsten Gedanken durch den Kopf.

Eines wusste ich allerdings zu diesem Zeitpunkt bereits sicher:

„ NIE WIEDER AN DIE FRONT “

Recht sonderbar war mir jedoch zumute, als ich mir so richtig bewusst wurde, dass die Deutschen einen Fieseler Storch eingesetzt hatten, um mein Leben zu retten.

Um mich zu retten wurde Treibstoff verbraucht, obschon dieser an der Front Mangelware war.

Um mich dem Tod zu entreißen, taten sie alles Mögliche, obschon ich bereits den festen Entschluss gefasst hatte, nach meiner Entlassung aus dem Lazarett, zu desertieren.

Das waren während des Fluges so meine Gedanken.

Im Lazarett Sewastopol wurde meine Kopfwunde fachmännisch behandelt.

Um das Gehirn zu schützen wurde die an einer Stelle offene Schädeldecke durch eine Metallplatte abgedeckt.

Wegen meiner schweren Mundverletzung konnte ich keine Nahrung zu mir nehmen, so dass mir alle 3 Stunden eine Injektion mit Traubenzucker verabreicht wurde.

In diesem Lazarett fühlte ich mich recht elend, und ich war zutiefst deprimiert.

Die Ärzte taten allerdings ihr Bestes.

Einen Unterschied zwischen Nationalitäten wurde nicht gemacht.

Der beste Beweis war ja der, dass man mich als Luxemburger, mit einem Flugzeug in dieses Lazarett gebracht hatte.

Ich verweilte etwa 3 Wochen im Lazarett Sewastopol.

Dann war ich wieder transportfähig, und ich sollte in ein Heimatlazarett verlegt werden.

Mit einem Sanka (Sanitätskraftwagen) wurde ich gemeinsam mit anderen Verwundeten zum Bahnhof gebracht. Auf einer Bahre liegend wurde ich als letzter aus dem Sanitätskraftwagen in das Zugabteil getragen.
Es handelte sich um einen Lazarettzug, welcher entsprechend mit Pritschen ausgerüstet war. Auf jeder Abteilseite 3 übereinander.
Ich wurde auf die unterste Liege gebettet.

Dann passiert das Unglaubliche!

Ein Verletzter wird in mein Abteil gebracht.
Auf der anderen Seite auf eine Bettstatt gelegt.
Ich erhebe mich und schaue zu dem Mann hinüber.
Ich glaube zu träumen.
Traue meinen Augen nicht.
Doch wahrhaftig, ich habe mich nicht getäuscht.
Es ist mein Bruder Nik.
Jeder Zweifel ist ausgeschlossen, der Verletzte ist mein Bruder.
Nicht zu fassen.
Ich bin bereits in der Lage aufzustehen.
Ich erhebe mich und trete an sein Lager.
Will ihn umarmen.
Er weicht von mir zurück, glaubt wahrscheinlich, ich wolle ihn angreifen.
Er ruft einen Sanitäter zu Hilfe.
Dieser geleitet mich zurück, zu meinem Lager.
In meiner Freude hatte ich es fast vergessen.
Mein Bruder kann mich ja überhaupt nicht erkennen.
Mein Kopf ist ein einziger Verband.
Nur die Augen liegen frei.
Wegen meiner schweren Unterkieferverletzung kann ich nicht sprechen.
Nur undeutlich lallen.
Einem Kopfverletzten steht man immer skeptisch gegenüber.
Man kann die Schwere seiner Verletzung nicht einschätzen.
Dessen Verhalten kann durch eine Gehirnverletzung fehlgesteuert werden.
So mag mein Bruder gedacht haben.
Ich lege mich wieder hin und denke nach.
Ich darf mich jetzt nicht zu einer Unbesonnenheit hinreißen lassen.
Meinen Bruder nicht noch mehr verschrecken.
Sonst ist alles vorbei.
Man wird uns wieder trennen.

Ich suche nach einer Lösung.

Ich habe sie.
Die Armbanduhr!
Sie gehört meinem Bruder, doch ich trage sie am linken Handgelenk.
Während seines letzten Urlaubs hatte er die Uhr nach Wiltz zum Uhrmacher gebracht.
Er hatte jedoch keine Gelegenheit sie wieder abzuholen.
Ich tat es für ihn und trage sie jetzt.
Durch Vorzeigen seiner Armbanduhr könnte mein Bruder mich erkennen.
Mich nicht mehr für einen Verrückten halten.

Ich löse das Band der Uhr.
Nehme sie in die Hand und nähere mich zögernd seinem Lager.
Ich zeige ihm die Uhr und deute gleichzeitig durch Handzeichen an, dass wir beide
zusammengehören.
Er ist offensichtlich irritiert.
Ruft den Sanitäter.
Bittet diesen, sich nach meiner Herkunft zu erkundigen.

Wir trugen zu diesem Zeitpunkt lediglich ein langes, weißes Hemd und unsere
Erkennungsmarke.
Alles andere hatte man uns bei der Einlieferung ins Lazarett abgenommen.
Der Sanitäter nestelte an meiner Erkennungsmarke.
Las die Erkennungsnummer ab und verglich diese mit dem Namen der auf seiner
Transportliste stand.
Den Namen hatte man vor dem Transport sicherlich dem Soldbuch oder dem Wehrpass
entnommen.
Kaum hatte der Sanitäter meinem Bruder meine Identität bekannt gegeben, da lagen wir uns
bereits in den Armen.
Weinten vor Glück und Ergriffenheit.

Mit dem Lazarettzug fuhren wir weiter, durch die Ukraine, in Richtung Deutschland.
Mein Bruder war von Granatsplittern an der rechten Hand getroffen worden, so dass er sich
trotz seiner Verletzung, während der Fahrt um mich kümmern konnte.

Er war es dann auch, der mir aus Kommissbrot und Kaffee eine Suppe machte, die er mir an
der linken Mundpartie mit einem Löffel behutsam einflößte.
Die erste Nahrung, die ich nach Wochen wieder durch den Mund aufnehmen konnte.
Mein Bruder fütterte mich auf diese Weise längere Zeit.
In der Folge kam der Zug durch Partisanengebiet, wo er seine Geschwindigkeit des öfteren
soweit verminderte, dass er sich nur noch im Schrittempo bewegte.
Grund für diese drastische Verminderung der Fahrgeschwindigkeit war der Umstand, dass
die Partisanen die Bahngeleise regelmäßig beschädigten oder auf einer Strecke zerstörten, so
dass eventuelle Unregelmäßigkeiten bei hoher Geschwindigkeit leicht zu übersehen gewesen
wären.

Oft wurden auf der Strecke, von der einheimischen Bevölkerung, Melonen feilgeboten.
Da der Zug auch hier einmal sehr langsam fuhr, konnte mein Bruder abspringen, eine
Melone kaufen und ohne Schwierigkeit wieder auf den Zug aufspringen.

Unser Bestimmungsort war Strehlen, in der Nähe von Breslau.
Dort kamen wir in ein sogenanntes Heimatlazarett.
Hier wollte man uns trennen, indem für die Kopfverletzten, eine andere, eine gesonderte
Abteilung bestand.
Mit dem Hinweis, dass wir Brüder seien, stellten wir den Antrag zusammenbleiben zu
dürfen, was uns dann auch durch die Lazarettleitung gestattet wurde.
Hier in diesem Lazarett war ich noch schlimmen Torturen ausgesetzt, indem man jetzt erst
dazu übergehen konnte, sich um meine Zähne zu kümmern.
Vorerst wurde ich von einer Zahnärztin am Ober- und am Unterkiefer operiert, denn bevor
man daran denken konnte, mir Zahnprothesen anzufertigen, mussten vorerst alle
Zahnstümpfe mit den Wurzeln entfernt werden.

Ein mühseliger Eingriff, der für mich mit vielen Schmerzen verbunden war.
Mit meinem Bruder war ich in diesem Lazarett etwa drei Wochen zusammen.

Dann hieß es, man würde ihn in ein Lazarett nach Luxemburg verlegen.
Obschon ich darum bat, ebenfalls nach Luxemburg gebracht zu werden, wurde dieser Bitte nicht stattgegeben.

So musste ich dann weiter in Strehlen zurückbleiben, während mein Bruder nach Luxemburg-Stadt überführt wurde, wo ein Lazarett im Konvikt eingerichtet war.
Durch meine Zahnbehandlung zog mein Lazarettaufenthalt sich in die Länge, so dass ich erst nach 7 Monaten als völlig geheilt entlassen wurde.

Ich bekam Genesungsurlaub und durfte nach Hause.

Noch immer von dem Gedanken beherrscht, auf keinen Fall mehr zurückzukehren, strebte ich der Heimat zu.

Zu diesem Zeitpunkt bestand noch eine Zugverbindung bis Flatzbour, (Jangeli) wo ich dann etwa im Februar 1944 eintraf.

Bereits an der Zughaltestelle erfuhr ich von einem Bahnangestellten, dass mein Bruder desertiert sei.

Als ich diese Mitteilung bekam, war ich vorerst ein wenig deprimiert, denn ich dachte mir, nun würde man uns derart streng überwachen, dass es für mich keine Möglichkeit mehr gäbe, ebenfalls zu desertieren.

Meine Vermutung bestätigte sich glücklicherweise jedoch nicht.

Als ich zu Hause eintraf, war die Freude meiner Angehörigen natürlich groß.

Sie hatten ja von meinen schweren Verletzungen erfahren und freuten sich jetzt riesig, dass ich überhaupt noch am Leben war.

Noch bevor mein 14-tägiger Genesungsurlaub zu Ende war, tat ich meinem Vater kund, dass ein Zurück in die Wehrmacht für mich nicht mehr in Frage käme.

Obschon wir alle genau wussten, dass die Angehörigen von Deserteuren der Umsiedlung unterlagen, war er sofort bereit, meinen Entschluss zu akzeptieren.

Er war mir sogar behilflich, innerhalb der Ortschaft, ein Versteck zu suchen.

Mein Bruder hatte ja bereits im Dorf Unterschlupf gefunden, und auch für mich war die Familie Koeune-Leyder bereit, mich jeder Gefahr zum Trotz, in ihrem Hause aufzunehmen.
Diese Familie hatte drei kleine Kinder.

Das älteste Kind, ein Junge, war im dritten Lebensjahr und konnte bereits sprechen.

Er durfte mich nicht im Hause sehen.

Dann hatten die Leute noch Zwillinge.

Um diese kümmerte ich mich den ganzen Tag.

Manchmal hielt ich mich allerdings auch in der Scheune auf, wo ich mich mit den landwirtschaftlichen Maschinen des Betriebes beschäftigte.

Ich wusste, wo mein Bruder versteckt war, und er wusste wo ich Unterschlupf gefunden hatte, so dass wir regelmäßig miteinander Kontakt hatten.

Von unserer Familie wusste vorerst nur mein Vater, dass wir uns im Dorf aufhielten. Obschon wir ja als Deserteure der Wehrmacht in den Fahndungslisten der deutschen Polizei figurierten, wurde im Dorf nicht nach uns gesucht.

Da wir beide ja nun als Fahnenflüchtige galten, war unsere Familie ständig von der Umsiedlung bedroht.

Mein Vater hatte jedoch Verbindung zu einem Eisenbahnbeamten aus Luxemburg, der immer wusste, zu welchem Zeitpunkt ein Zug am Bahnhof zu Luxemburg für Umsiedlungen bereit stand.

In der Regel stand ein solcher Zug mehrere Tage auf dem Bahnhof, und zwar so lange, bis man alle für die Umsiedlung bestimmten Personen zusammen hatte.

Mein Vater wurde regelmäßig von seinem Bekannten gewarnt, woraufhin unsere Familie die folgenden Nächte dann außer Hauses, und zwar bei der benachbarten Familie Jos Ansay verbrachte.

Als dann ab einem bestimmten Tag die Umsiedlungsgefahr für unsere Angehörigen allgegenwärtig war, verließen sie das Haus.

Sie fanden Zuflucht bei verschiedenen Familien im Dorf und kehrten vorerst nicht mehr in das verlassene Anwesen zurück.

Dort wurden Siegel angelegt, und der Ortsbauernführer wurde mit der Obhut über Haus, und Nebengebäude betraut.

Später kam dann eine Familie aus Kroatien auf unseren Hof.

Wir blieben in unserem Versteck, bis am 10. September 1944 die Amerikaner von Martelingen kommend, in Bondorf einrückten.

Unsere Freude kannte keine Grenzen.

Endlich waren wir von der Nazi-Pest befreit.

Während mehreren Tagen wurde tüchtig gefeiert.

Eine Abrechnung mit Sympathisanten der Nazis gab es bei uns im Dorf eigentlich nicht.

Es gab zwar welche, die aus diesen oder jenen Gründen die gelbe Parteiuniform angenommen hatten

Keiner hatte sich jedoch gegenüber den übrigen Ortsbewohnern in irgendeiner Weise schuldig gemacht.

Allmählich kehrten die Leute wieder zum Alltag zurück.

Auch wir nahmen die Arbeit in unserem Betrieb wieder auf.

Mein Bruder und ich, wir waren ebenfalls Mitglieder der Miliz, die mit der Gendarmerie zusammen, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen hatte.

Während Wochen verlief das Leben wieder in geordneten Bahnen.

Dann sollten wir jedoch noch einmal gehörig aufgerüttelt werden.

Am 16. Dezember 1944 begann die Rundstedtoffensive.

Als die ersten Nachrichten von einem deutschen Angriff das Dorf erreichten, glaubten wir es zuerst nicht.

Bereits in Russland hatten wir mit einer bereits geschlagenen Wehrmacht Rückzugsgefechte geführt.

Bereits damals machten das Fehlen von schweren Waffen, von Munition und Treibstoff, den zurückflutenden Truppen schwer zu schaffen.

Wie sollten die Deutschen es jetzt fertig bringen, eine größere Offensive einzuleiten ?

Wir konnten es fast nicht glauben.

Doch wir sollten uns gewaltig irren.

Sie konnten es, und sie taten es auch.

Als wir erfuhren, dass es den Deutschen gelungen war, die amerikanischen Stellungen an verschiedenen Stellen zu durchbrechen, rechneten wir mit dem Schlimmsten.

Für meinen Bruder und mich galt es, so schnell wie möglich zu flüchten, denn wären wir den vorrückenden Wehrmachtstruppen in die Hände gefallen, dann wäre unser Schicksal besiegelt gewesen.

Mit Deserteuren wurde ja bekanntlich nicht viel Federlesens gemacht.

Meine Flucht führte vorerst nach Colpach, doch als die Deutschen in den kommenden Tagen immer näher rückten, zog ich es vor, mein Versteck zu wechseln. Ich ging bis nach dem belgischen Messancy, wo ich Unterschlupf fand.

Unsere Familie wurde in Klein-Elcheroth, bei der Familie Franck aufgenommen.

Als ich um die Hälfte des Monats Januar 1945 erfuhr, dass die deutsche Offensive zum Stillstand gebracht worden war, kehrte ich nach Hause zurück.

Unterwegs hatte ich mich bereits erkundigt, wie es in unserem Dorf aussehen würde?

Als ich erfuhr, dass unser Haus noch stand, fiel mir ein Stein vom Herzen.

Aber wie sah unser geliebtes Heimatdorf aus?

Vierzig gänzlich- oder zum Teil zerstörte Häuser.

Tote Soldaten im Dorf, in der Umgebung und auf den Feldern.

Massenweise getötetes Vieh.

Herumliegende Munition.

Wir hatten uns auf eine verhängnisvolle Art und Weise geirrt.

Die Deutschen waren offensichtlich noch nicht am Ende, als ihre Offensive begann.

Jetzt war der Krieg vorbei.

Aber die Erinnerung blieb.

Die Erinnerung an die Schreckenstage, am Kuban-Brückenkopf.

Die Erinnerung an meine schweren Verletzungen, die mich dem Tode nahe gebracht hatten.

Die Erinnerung an die fast unglaubliche Begegnung mit meinem Bruder.

Unglaublich aber wahr, ist auch der nachfolgende Sachverhalt.

Wie ich bereits erwähnte, war Eugen Stemper aus Wiltz, mit mir zusammen, als ich durch Panzerbeschuss schwerste Verletzungen erlitt.

Meiner Überzeugung nach, war es auch Eugen, der mich aus der unmittelbaren Gefahrenzone nach rückwärts schaffte.

Eugen Stemper hatte noch einen Bruder, der ebenfalls zur Wehrmacht einberufen worden war.

Bei diesem handelte es sich um Jempy Stemper.

Als ich nach unserer Begegnung im Lazarettzug mit meinem Bruder über Eugen Stemper sprach, erfuhr ich von ihm, dass Jempy Stemper mit ihm zusammen gewesen war.

Noch im Lazarett hatten wir an die Familie Stemper aus Wiltz einen Brief geschrieben, indem wir den Eltern mitteilten, dass ihre Söhne mit uns zusammen gewesen waren.

In einem Antwortschreiben wurde uns kundgetan, dass beide als vermisst gelten würden. Keiner von ihnen kehrte zurück.

Nach Kriegsende beschlossen mein Bruder und ich, der schwer geprüften Familie einen Besuch abzustatten.

Bei den Leuten wurden wir auch wohlwollend aufgenommen, denn beide Elternteile waren gespannt auf das, was wir über ihre Söhne zu berichten wussten.

Im Verlaufe unseres Gesprächs äußerten die Leute mehrmals, dass wir beide trotz allem Unheil das uns widerfahren sei, zurückgekommen wären, ihre Söhne dagegen seien gefallen.

Irgendwie hatten wir nach diesem Gespräch ein schlechtes Gewissen.

Wir hatten das Gefühl, uns schämen zu müssen, dass wir überlebt hatten.

Mit meinem Erlebnisbericht verbinde ich die Absicht, der kommenden Generation klar zu machen, auf welcher verbrecherischen und schändlichen Art und Weise die Nazis die damalige Jugend für ihre Zwecke missbrauchten.

Alles, was die drangsalierten und schikanierten Luxemburger, während der Besatzungszeit erleben mussten, geht auf das Konto einer ruchlosen Bande von Verbrechern.

Was uns, während dieser unheilvollen Zeit angetan wurde, ist an Niedertracht und Gemeinheit kaum zu überbieten.

Was mich heute noch bedrückt, ist die Tatsache, dass unsere Jugend wenig Anteilnahme am Schicksal ihrer Väter oder Großväter zeigt. Oft hört man die Äußerung: „Där mat ärem Krich“, wenn wir, die damals Betroffenen, gelegentlich im Familien- oder Freundeskreis über Kriegserinnerungen sprechen.

Ich glaube, dass die heutige Jugend, welche eigentlich eine unbeschwerte Zeit in Frieden und Freiheit genoss, sich nicht im Klaren darüber ist, welchen Unbilden ihre Vorfahren in den schweren Kriegsjahren 1940-1945 ausgesetzt waren.

Wir opferten nicht nur unsere Jugend, sondern wuchsen frühzeitig zu ernststen Menschen heran. In unserem Leben war kein Platz für Ausgelassenheit und Vergnügen. Zu sehr hatten die schrecklichen Kriegserlebnisse uns geformt und geprägt.

Unsere Jugend wurde uns regelrecht gestohlen.

Es ist deshalb unsere Pflicht die damaligen, zum Teil schrecklichen Erlebnisse, an die heutige Generation weiter zu vermitteln, damit diese dramatischen Geschehnisse der Jahre 1940/1945, niemals in Vergessenheit geraten. Ein Volk, das seine Geschichte vergisst, trennt sich von seinen Wurzeln.“

Den Affer

Mer ware frei, engt glëcklecht Vollek
zu dem mer eis hu stolz bekannt.
Du hott an enger schwarzer Wollek,
de béise Feind eis iwerrannt.

Et waren hard a schrecklech Stonnen,
den Doud ass uechtert Land geschlach.
Eng Heemecht blugt aus dausend Wonnen,
a Mammenhierzer se gebrach.

Eng Fréijorsweis war kaum verklongen,
eng Knachenhand hott zougegraff.
De Sturem réisst, entfëiert d'Jongen,
eng Séissel schléit an hott getraff.

E Kannerglëck gouf jee erschloen,
zerstéiert vun der Miederhand.
Sie hun den Affer missen droen
fir eis, a fir eist Heemechtsland.

STROTZ Nicolas, geboren am 16. September 1920



„ Als die Deutschen das neutrale Luxemburg am 10. Mai 1940 überfielen, war ich fast 20 Jahre alt.

Ich kann mich noch bestens erinnern, dass an diesem Tage berittene Einheiten durch mein Heimatdorf durchkamen.

Auch auf der Straße von Koetschette nach der belgischen Grenze, wollte der Strom der deutschen Kolonnen nicht abreißen.

Bereits Tage vorher erfuhren wir durch den Präsidenten der Dorf-Molkerei, der in Deutschland neue Milchkannen bestellt hatte, dass manche der gelieferten Kannen deutsche Wehrmachtsuniformen enthielten ... ?

„ Elo kommen d'Preise geschwënn “, war sein Kommentar.

Diese Uniformen waren angeblich für diejenigen Wehrmachtsangehörigen bestimmt, welche bereits in den Tagen vor dem 10. Mai in das Land eingesickert waren und zu dieser geheimnisvollen 5. Kolonne zählten.

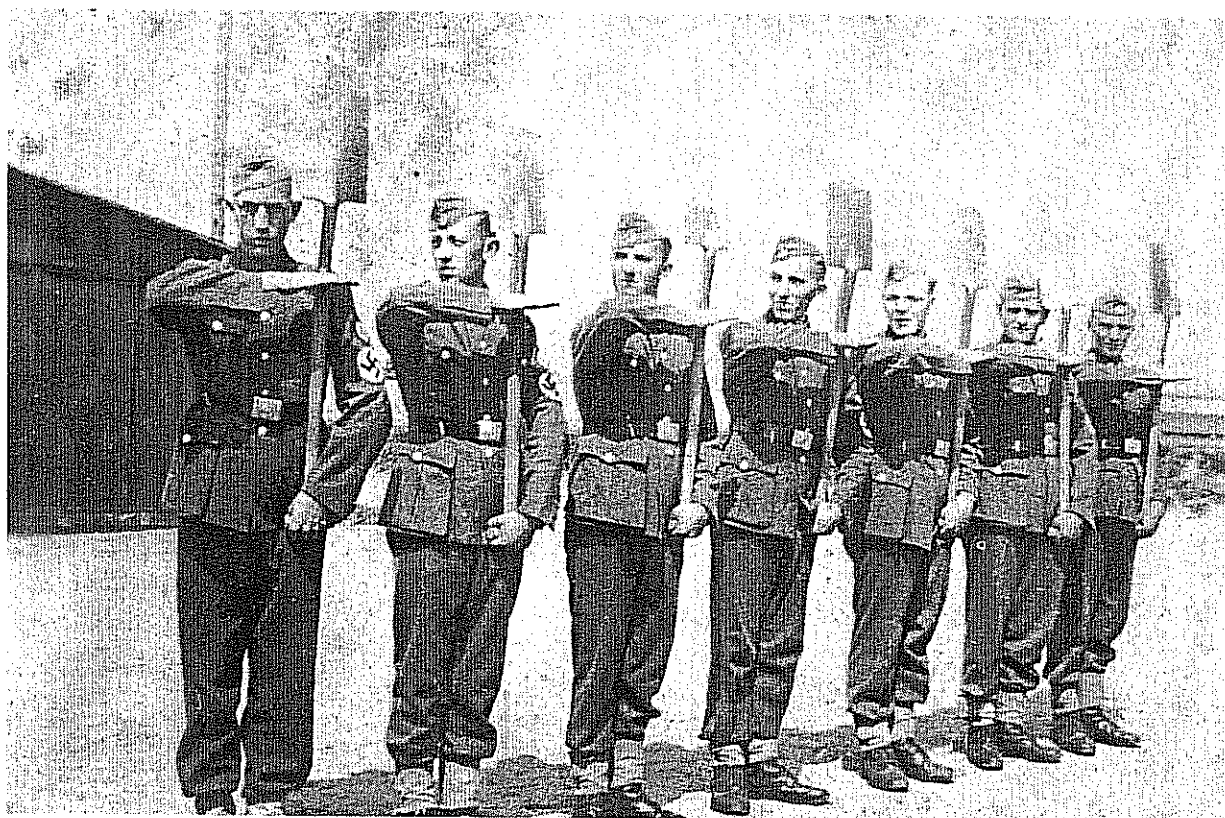
Bereits Anfang 1942 bekam ich den Stellungsbefehl zum Arbeitsdienst.

Da ich kurz vorher einen Betriebsunfall erlitten hatte, wurde ich bis zum Monat April 1942 zurückgestellt.

Dann am 14. April war es soweit.

Ich musste meiner Arbeitsdienstpflicht Folge leisten.

Meine RAD-Zeit leistete ich zusammen mit anderen Luxemburgern in Drausmühle/Kreis Marburg ab.



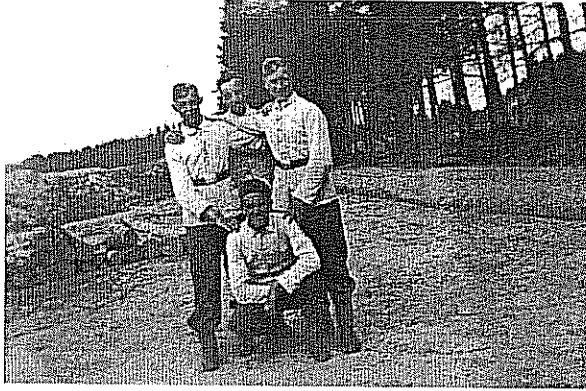
Arbeitsdienst Drausmühle 2. v.l.n.r. Nic STROTZ, 3. Emile BOISSENET

Außer einer paramilitärischen Ausbildung, die wir im dortigen Lager erhielten, wurden wir zur Arbeit in einer Munitionsfabrik herangezogen.

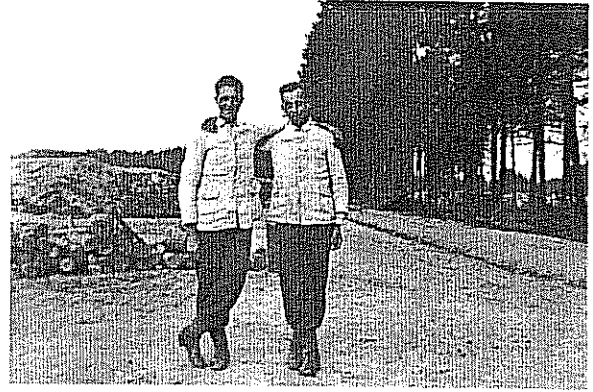
Im Lager Drausmühle waren mehrere Luxemburger Kameraden mit mir zusammen, doch kann ich mich nur noch an Colbach Charles aus Perlé und Boissenet Emile aus Harlingen erinnern.

Boissenet Emile wurde später, mit anderen luxemburgischen Kameraden, in Lyon erschossen.

Anfang Oktober 1942 war unsere Arbeitsdienstzeit zu Ende, und wir durften in Urlaub. Kaum war ich zu Hause, als der Stellungsbefehl zur Wehrmacht bereits ins Haus geflattert kam.



Nic Strotz (hinten Mitte)



Charles Colbach und Nic Strotz (v.l.n.r.)

Ich befand mich noch im Arbeitsdienst, als der Gauleiter die obligatorische Wehrpflicht für die Luxemburger der Jahrgänge 1920 bis 1924 verkündete, so dass ich vom Streik der Luxemburger und den darauf folgenden dramatischen Geschehnissen vorerst nichts mitbekam.

Ich glaube, dass ich zu den ersten Zwangsrekrutierten gehörte, denn unser Einberufungsdatum war der 18. Oktober 1942.

Mein Bruder, welcher 1922 geboren war, sollte erst später eingezogen werden. Trotzdem hatten wir beide den Entschluss gefasst, dem Stellungsbefehl Folge zu leisten, denn wir wollten unsere Eltern und unsere beiden Schwestern unter keinen Umständen den Schrecken einer Umsiedlung aussetzen.

Mit vielen Kameraden, fand ich mich dann am 18. Oktober 1942 auf dem Bahnhof in Luxemburg ein.

Dort stand ein Zug, der von den Deutschen mit Tannenzweigen, kleinen Tannenbäumen und Hakenkreuzfähnchen geschmückt worden war.

Die Stimmung unter uns war derart angeheizt, dass sie jeden Augenblick zu eskalieren drohte. Auflehnung und Protest waren augenscheinlich.

Die Deutschen hatten allerdings ihre Vorkehrungen getroffen, indem ein größeres Polizeiaufgebot im Bahnhofsbereich Aufstellung genommen hatte.

Mit viel Mühe, und sogar unter Drohungen, gelang es dem deutschen Aufgebot, uns in die bereitstehenden Waggons zu schieben.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, wurden zuerst die Tannenzweige mit den Nazifähnchen abgerissen und auf die Geleise geschmissen.

Als der Zug den Bahnhof verließ brach der Tumult erst richtig los.

Die Nationalhymne, die Feierwörter und andere patriotischen Lieder erklangen, und der Gesang aus unzähligen Kehlen zog wie ein Rauschen durch den Zug.

Bis nach Trier wurde alles was in den Zugabteilen nicht niet- und nagelfest war, abgerissen und auf die Bahnanlage geschmissen. Abmontierte Metallleisten wurden verbogen und in die elektrischen Leitungen geworfen, um Kurzschluss zu fabrizieren. Sogar Türen und Fenstern wurden abmontiert.

Als wir in Wasserbillig anlangten, sollten wir unseren Augen nicht trauen, als wir sahen, dass manche Einwohner der an der Bahnstrecke gelegenen Häusern, ihre Fenster mit luxemburgischen Fahnen und Bildern der Großherzogin geschmückt hatten.

In jedem Abteil hatten deutsche Soldaten mit Gewehr Stellung bezogen, doch fand von ihrer Seite keine Intervention statt.

In Trier wurden wir in eine Kaserne gebracht, doch wurde sonderbarerweise über unsere Ausschreitungen vor und während der Fahrt kein Wort verloren.

Ein höherer Offizier, vermutlich sogar ein General zu Pferd, hielt uns einen Vortrag, wobei er unter anderem zum Ausdruck brachte, dass es für uns eine Ehre sei, in der deutschen Wehrmacht kämpfen zu dürfen.

Als andere Offiziere und Unteroffiziere ein lautes „Sieg Heil“ anstimmten, hörte man aus unseren Reihen nur ein unverständliches Murren.

Was die Beschädigungen im Zug anbelangt, so waren wir schlussendlich die Dummen, denn mit dem zum Teil demolierten Zug, mussten wir nach einem mehrstündigen Aufenthalt in Trier weiterfahren.

Unser Bestimmungsort war Schwerin.

In Schwerin angekommen, wurden wir in eine dort gelegene Kaserne eingewiesen, wo wir unsere Grundausbildung bekamen.



Schwerin

Während der Ausbildung befand ich mich eines Tages zu Fuß mit Gewehr und Tornister, allein, auf dem Weg vom Schießstand zur Kaserne. Plötzlich hielt neben mir ein Wehrmachtskraftwagen an. Im Wagen hatte ein mit dem Ritterkreuz ausgezeichnete, einarmiger General, Platz genommen. Mit den Worten: „Steigen Sie ein Mensch“, forderte er mich auf, im Wagen Platz zu nehmen. Der General ließ mich in der Kaserne aussteigen, ohne noch ein weiteres Wort zu sprechen.

Wie ich später erfuhr, handelte es sich um einen General namens Bärenfänger.

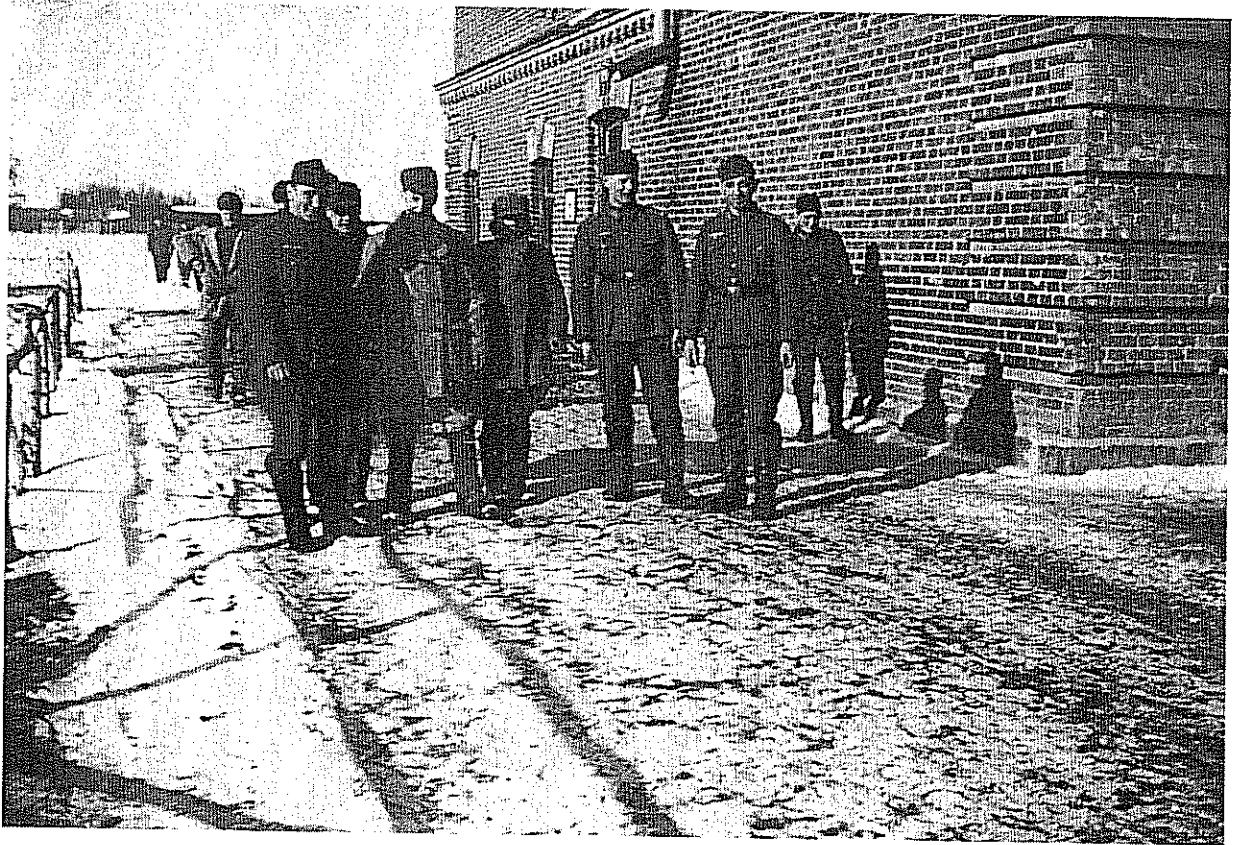
Wahrscheinlich hatte dieser Mann in unserer Einheit eine höhere Funktion, denn andernfalls hätte man seinen Namen kaum gewusst.

Nach einer Ausbildungszeit von etwa drei Wochen ging es dann weiter nach Russland.

Mit dem Zug waren wir etwa 14 Tage unterwegs, denn immer wieder kam es zu Verzögerungen durch beschädigte Geleise oder andere unvorhergesehene Vorfälle.

Wir kamen dann an einem Ort namens Bereza Kartuska, wo unsere Ausbildung fortgesetzt wurde. Es waren noch andere Luxemburger mit mir zusammen, doch kann ich mich heute kaum noch an Namen erinnern. Jedenfalls war Wirth Jean, aus Redingen unter ihnen.

Wie ich später anhand meiner Papiere feststellen konnte, gehörte ich zuletzt der 9. Kompanie des Grenadier-Regiments 121 an.



Bereza Kartuska

Von November 1942 bis Mai 1943 waren wir vornehmlich im Bereich der bekannten Pripjetsümpfen gegen russische Partisanen eingesetzt. Hier wimmelte es von Partisanen, und es kam fast täglich zu gefährlichen Konfrontationen.

Im Mai 1943 wurden wir dann nach dem Kuban-Brückenkopf verlegt, wo wir täglich in Kampfhandlungen mit den vorrückenden Russen verwickelt waren.

Am 27. Juli 1943 hielt unsere Kompanie eine Stellung in der Gegend von Kurtschanskaja.

Ich stand in einem Erdbunker. Meine rechte Hand umschloss den Kolbenhals meines über den Rand der Stellung geschobenen Karabiners.

Die gegenüberliegenden Russen, welche einen Angriff vorbereiteten, deckten unsere Stellung mit Artilleriefeuer ein. Plötzlich in der Nähe eine Explosion.

Gleichzeitig verspüre ich an meinem rechten Unterarm einen heftigen Schlag.

Zuerst sah es aus, als seien Unterarm und rechte Hand gänzlich zerfetzt.

Die Wunde blutete so stark, dass ich Angst hatte, ich würde mich verbluten, bevor ich einen Verbandsplatz erreichen würde.

Ich versuchte, den Arm so gut wie möglich abzubinden, um den Blutstrom zu unterbinden. Ich lief zurück und kam schlussendlich zu einem Verbandsplatz, wo meine Verletzung oberflächlich behandelt wurde.

Bevor ich den Verbandsplatz erreichte rief ein Luxemburger mir zu: „Wenn du zurückkommst, dann melde, dass Jempy Stemper gefallen ist.“

Obschon Jempy Stemper nicht zu meiner Kompanie gehörte, kannte ich ihn, und ich wusste, dass er aus Wiltz war.

Es war ein gewisser Linden aus Luxemburg-Stadt, der mir die traurige Mitteilung machte.

Nachdem ein Arzt sich meine Verletzung angesehen hatte, wollte er mir den Unterarm amputieren, doch weigerte ich mich beharrlich einem solchen Angriff zuzustimmen, so dass ich meine Hand behalten konnte.

Hier sah ich bei anderen Verletzten, wie schnell man sich dazu entschied, eine Amputation vorzunehmen.

Obschon ich meine Hand behalten konnte, sah diese recht übel aus.

Durch den Splitter, welcher sie durchdrungen hatte, war die Schlagader verletzt und der Gelenkknochen hatte ebenfalls etwas abbekommen.

Nach einer provisorischen Behandlung meiner Verletzung wurde ich in ein Frontlazarett nach Kertsch gebracht.

Um dorthin zu gelangen mussten wir die Meerenge, des Schwarzen-Asowschen Meeres überqueren. Für die Überfahrt standen mehrere Frachtschiffe zur Verfügung. Bevor wir die Anlegestelle erreichten, wurden wir von russischen Jägern angegriffen. Das hinter uns fahrende Schiff wurde getroffen und sank.

Später, als ich im Lazarett in Luxemburg war, traf ich einen gewissen Weber Alex aus Luxemburg-Neudorf, der mir erzählte, dass er sich auf jenem Schiff befand, welches durch russische Flieger getroffen und versenkt worden war. Er fiel beim Angriff ins Wasser, doch konnte er später gerettet werden.

Im Frontlazarett wurde meine Verletzung fachgerecht behandelt und von einer Amputation wurde hier nicht mehr gesprochen.

Dort verblieb ich einige Tage und sollte dann in ein Heimatlazarett überführt werden.

Ich wurde mit einem Sanitätswagen zum Bahnhof gebracht und im Zugabteil auf die unterste Liege eines dreiteiligen Etagenbettes gelegt.

Auf der gegenüberliegenden Seite bestand die gleiche Einrichtung.

Kaum befand ich mich auf meinem Lager, als ein Verwundeter mit gänzlich bandagiertem Kopf sich mir näherte.

Als derselbe versuchte mich anzufassen, rief ich nach dem Sanitäter, denn bei Kopfverletzten konnte ja immerhin eine Störung vorliegen, welche die Ursache einer sonderbaren Verhaltensweise war.

Der Sanitäter sprach beruhigend auf den Mann ein und geleitete ihn zurück zu seiner Pritsche.

Wenig später erhob der Verwundete sich aufs neue, und näherte sich mir.

In der Hand hielt er eine Armbanduhr, die er mir vorzeigte.

Ich erkannte die Armbanduhr zwar nicht sofort als mein Eigentum, doch hatte dieselbe starke Ähnlichkeit mit der mir gehörenden Uhr, die ich bei einem Uhrmacher in Wiltz in Reparatur gegeben hatte und wegen meiner frühzeitigen Abreise von zu Hause, noch nicht wieder in Empfang genommen hatte.

Trotzdem ließ das sonderbare Verhalten des kopfverletzten Mannes mich nicht unbeeindruckt, so dass ich den Sanitäter darum bat, sich zu erkundigen, mit wem ich es zu tun hätte.

Der Sanitäter schaute sich die Erkennungsmarke des Mannes an und verglich die Nummer mit den Eintragungen auf einer von ihm mitgeführten Liste.

Dann tat er mir kund, dass es sich bei dem Verwundeten um einen Mann namens Strotz handeln würde.

Was ich niemals für möglich gehalten hätte, war Tatsache.

Der Kopfverletzte war mein Bruder.

Wir umarmten uns und weinten vor Ergriffenheit und Freude.

Ich sah, dass mein Bruder schwere Verletzungen davongetragen hatte, so dass ich mich um ihn kümmerte, bis wir nach tagelanger Fahrt an unserem Bestimmungsort ankamen.

Wir wurden in das Kriegslazarett in Strehlen/Breslau eingeliefert.

Dort wollte man uns trennen, denn für Kopfverletzte war eine besondere Station vorgesehen.

Nachdem wir der Lazarettverwaltung klargemacht hatten, dass wir Brüder wären, wurden wir nicht getrennt.

Am 23. September 1943 wurde ich dann nach Luxemburg überführt, wo ein Reservelazarett im Konviktgebäude untergebracht war.

Wir hatten zwar darum gebeten, gemeinsam nach Luxemburg gebracht zu werden, doch wurde dieser Bitte nicht stattgegeben, so dass mein Bruder in Strehlen zurückbleiben musste.



Nic Strotz - Mitte - im Lazarett zu Luxemburg

Im Konvikt traf ich dann auch den bereits erwähnten Alex Weber, der mir erzählte, dass er auf der Schifffahrt nach Kertsch, ins Meer gestürzt war, nachdem das Schiff von russischen Jägern angegriffen worden war.

Obschon im Lazarett in Luxemburg jeder Ausgang für uns gesperrt war, wären wir, die leichter Verletzten, gerne einmal ausgegangen, um uns in der Stadt umzusehen.

Ein solches Unternehmen war vorerst jedoch nicht möglich, da wir ja keine Uniform mehr besaßen. Bei der Einlieferung ins Lazarett Kertsch hatte man uns die Uniform und alle anderen Gegenstände weggenommen.

Unter den Verwundeten befand sich der ehemalige Ortsgruppenleiter von Esch/Alzette, der sich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet hatte.

Er wurde nach dem Krieg mit Kratzenberg und anderen zum Tode verurteilt.

Wegen der Uniformen sprach ich ihn an, und zwar sagte ich wörtlich zu ihm: „Du wars jo een décke Preiss, da kuck och elo, dass mir Uniforme kréien.“

Er muss sich dann tatsächlich für uns verwendet haben, denn kurze Zeit später wurden wir neu eingekleidet.

Nun konnten wir das Lazarett heimlich verlassen.

Die streng verbotenen Ausgänge wurden schlussendlich zur Gewohnheit, und so blieb es nicht aus, dass fast jeder beim unbefugten Verlassen des Lazaretts erwischt wurde.

Ein solches Vergehen wurde mit mehreren Tagen geschärftem Arrest geahndet.

Da im Konvikt keine Möglichkeit bestand, jemanden einzusperren, musste die Strafe im Grundgefängnis abgesessen werden.

Als meine Verletzung nach einigen Wochen sozusagen gänzlich ausgeheilt war, bekam ich Genesungsurlaub, und ich durfte nach Hause.

Ich war entschlossen, mich nach dem Urlaub wieder zum Dienst zu stellen, denn ich wollte unter keinen Umständen, für eine Umsiedlung meiner Angehörigen verantwortlich sein. Mit der Begründung, sie könnte nachts kein Auge mehr schließen, flehte meine Mutter mich regelrecht an, nicht mehr zurückzugehen.

Ich konnte meine Mutter verstehen, denn schließlich war mein Bruder noch nicht zu Hause, und man wusste, dass er nur mit Not dem Tode entgangen war.

Ich ließ mich dann dazu überreden, zu desertieren, da sowohl die Eltern als auch meine beiden Schwestern eine Umsiedlung ohne Vorbehalt in Kauf genommen hätten.

Zuerst sollte ich in der „Armée Blanche“ untertauchen, doch da bis kurz vor Ablauf meines Urlaubs in diesem Sinne noch nichts Konkretes geschehen war, musste ich mich nach einem geeigneten Versteck umsehen.

Die Familie Jacques Rodesch erklärte sich bereit, mich in ihrem Hause zu verstecken.

Ich hatte ein Versteck auf dem Dachboden, das ich nur selten verließ.

Obschon unter den Ortsbewohnern niemand war, der einen Deserteur verraten hätte, waren in verschiedenen Häusern deutsche Zollbeamten einquartiert, welche ohne Ausnahme als waschechte Nazis galten.

Vorsicht war demgemäß geboten.

Sogar im Erdgeschoss der Familie Rodesch wohnte ein deutscher Zöllner.

Dieser fing sich jedoch eines Tages eine Gewehrkuugel ein, als er einen unbekanntem Wehrmachtssoldaten kontrollieren wollte, welcher sein Gewehr an einer Schnur über die Schulter hängen hatte und durch das Dorf schlenderte.

Da der Mann dem Zollbeamten verdächtig vorkam, wollte dieser dessen Papiere einsehen. Der Soldat, bei dem es sich um einen Deserteur handelte, wollte sich nicht ohne weiteres festnehmen lassen und verpasste dem Zollbeamten eine Kugel.

Ich weiß allerdings nicht, ob dieser an seiner Verletzung starb oder überlebte.

Andere Zollbeamten eilten herbei und wollten den Gewehrschützen festnehmen. Dieser flüchtete jedoch, und es gelang den Beamten nicht, seiner habhaft zu werden.

Bei diesen Zollbeamten handelte es sich wirklich nicht um Helden.

Um ihnen bei der beabsichtigten Festnahme des Soldaten zu helfen, hatten sie den von der Wehrmacht beurlaubten René Deltgen angesprochen. Dieser ließ die Beamten allerdings wissen, dass er mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun hätte.

Als dann mein Bruder später ebenfalls Genesungsurlaub bekam, desertierte auch er, und er wurde im Hause Koeune versteckt.

Eines Abends, als ich bei meinem Bruder vorbeischaun wollte, hätte mich fast einer der Zollbeamten erwischt, welcher in einem Hause einquartiert war, das auf meinem Weg lag. Dieser kannte mich, da er mich ja mehrmals während meines Urlaubs im Dorf gesehen hatte. Der Zollbeamte schickte sich eben an, das Haus zu verlassen, als ich mich näherte. Dieser hätte mich bestimmt entdeckt, wenn die Tochter des Hauses ihn nicht auf der Türschwelle in ein Gespräch verwickelt und abgelenkt hätte.

Ich war zu dieser Zeit mit einer Pistole bewaffnet und ich hätte ohne Zweifel von der Waffe Gebrauch gemacht, falls er mich angerufen hätte.

Unsere Angehörigen rechneten die ganze Zeit über damit, umgesiedelt zu werden, doch wurden sie von einem bei der Eisenbahn beschäftigten Bekannten informiert, wann ein Umsiedlungszug auf dem Bahnhof in Luxemburg bereitstand.

Jedesmal wenn Gefahr im Verzug war, verbrachte unsere Familie die Nächte außer Hauses. Da mein Versteck nur knapp hundert Meter von unserem Anwesen entfernt war, konnte ich, wann immer ich wollte, beobachten, was im Bereich unseres Elternhauses los war.

So entging mir nicht, dass im Juni 1944 Gendarmen und Gestapoleute, frühmorgens an die Tür unseres Hauses anklopfen, denn an diesem Tage sollte unsere Familie umgesiedelt werden.

Wie immer, waren unsere Angehörigen auch diesmal gewarnt worden und hatten die Nacht bei Nachbarn verbracht.

Sonderbarerweise entfernten sich die Deutschen, ohne weiter nach unseren Angehörigen zu suchen.

Diese kehrten von diesem Tage an, nicht mehr nach Hause zurück.

Wenig später wurde der Ortsbauernführer mit der Aufsicht über unseren Betrieb betraut.

Etwa im Juli 1944 kam eine aus Kroatien stammende Familie mit 10 Kindern auf unseren Hof. Ihr neues Zuhause war ihnen zwar nicht lange vergönnt, denn kurz vor der Befreiung zogen sie wieder ab.

Sie verließen das Dorf mit unseren zwei Pferden und einem uns gehörenden zweirädrigen Karren. Auf dem Karren beförderten sie Haushaltsgerät und sogar Möbelstücke, die ebenfalls aus unserem Hause stammten.

Beinahe hätte ich mich zu einer Unbesonnenheit hinreißen lassen, als ich beobachtete, dass der Kroat noch einmal zurückkam, um einen Sack Weizen auf dem mir gehörenden Fahrrad abzutransportieren. Mein Fahrrad ließ er ebenfalls mitgehen. Da sich noch immer Deutsche im Dorf befanden, konnten wir nichts unternehmen, und mussten diese Leute mit unserem Eigentum ziehen lassen.

Dann am 10. September 1944 war es endlich soweit.
Unsere Befreier zogen ein.
Endlich durften wir unser Versteck verlassen.
Unsere Familie war wieder zusammen.

Doch dann kam die Rundstedtoffensive.
Was niemand erwartet hätte, war schon bald Gewissheit.
Die Deutschen kehrten zurück.
Nun galt es für meinen Bruder und für mich, uns schnellstmöglich in Sicherheit zu bringen.
Auf keinen Fall durften wir den anrückenden Deutschen in die Hände fallen.
Als Deserteure hätte man uns kurzerhand erschossen.

Bereits kurz nach Beginn der Offensive waren Leute aus Oberwampach, die Haus und Hof vor Ankunft der Deutschen verlassen hatten, bei uns eingetroffen.
Mit diesen zog ich dann weiter bis nach Kahler, wo ich die ganze Zeit über verblieb.

Dass unsere Familie nicht gemeinsam wegzog, ist wahrscheinlich auf eine allgemeine Panikstimmung zurückzuführen.
Während der Zeit die ich in Kahler verbrachte, hörte ich selbstverständlich, dass es in unserem Dorf zu schweren Kämpfen zwischen Amerikanern und Deutschen gekommen war.
Wir konnten demgemäß damit rechnen, dass es erhebliche Zerstörungen gegeben hatte.

Etwa Mitte Januar, nachdem es den Amerikanern gelungen war, die deutsche Offensive zum Scheitern zu bringen, kehrte ich nach Hause zurück.
Die Verwüstungen im Dorf waren entsetzlich. Unzählige Häuser waren beschädigt oder zerstört.
Unser Wohnhaus war zwar beschädigt, doch war es noch bewohnbar.
Eine Granate hatte das Dach getroffen, eine andere war über der Haustür eingeschlagen.
Ich war der erste, der nach Hause zurückkam.
Im Hause hielten sich zu diesem Zeitpunkt Amerikaner auf, und zwar handelte es sich um Soldaten von schwarzer Hautfarbe.
In einem Zimmer hatten sie in einem sogenannten „Deiwel“ ein solches Feuer gemacht, dass der hölzerne Fußboden sicherlich verbrannt wäre.
Ich versuchte ihnen klarzumachen, dass sie auf diese Weise das ganze Haus anstecken könnten, woraufhin sie das Feuer löschten.
Ich konnte ihnen klarmachen, dass ich in diesem Hause wohnen würde, woraufhin sie duldeten, dass ich mit ihnen zusammen blieb.
Sie überließen mir sogar einen Schlafsack für die Nacht.
Nach und nach kehrten alle Familienmitglieder zurück.
Wir waren wieder alle zusammen und hatten glücklicherweise den Krieg überlebt.

Ich war bereits vor der Rundstedtoffensive Mitglied der Miliz, und ich meldete mich jetzt als Hilfspolizist.
Ungefähr ein Jahr lang verrichtete ich Dienst bei der Gendarmerie in Perlé.
Zu unseren Hauptaufgaben zählte eine Überwachung der Grenze, denn inzwischen hatte bereits eine rege Schmugglertätigkeit begonnen.

Während meines Dienstes bei der Gendarmerie wurde ich Zeuge vom Absturz eines US-Flugzeuges, zwischen Wolwelingen und Perlé. Mehrere Mitglieder der Flugzeugbesatzung

sprangen mit dem Fallschirm ab. Einer landete einige hundert Meter von der damaligen Gendarmerie entfernt, vor mir auf der Strasse.

Beim Aufprall hatte er sich den Fuß gebrochen.

Offensichtlich hatte der Fallschirmspringer Angst vor mir, da ich ja als Mitglied der Hilfsgendarmerie einen Karabiner trug.

Nachdem ich den Zwischenfall auf der Dienststelle der Gendarmerie gemeldet hatte, machten wir jemanden ausfindig, der sich mit dem Mann verständigen konnte und dafür sorgte, dass er abgeholt wurde.“

Am 9. November 1944 stürzte zwischen Wolwelingen und Perlé ein amerikanischer Bomber vom Typ B17 ab.

Der 10-köpfigen Besatzung gelang es, mit dem Fallschirm abzuspringen. Bis auf den Piloten konnten sich die Besatzungsmitglieder in Sicherheit bringen. Der Pilot blieb mit seinem Schirm am hinteren Leitwerk hängen und kam zu Tode. (CRASH II John Dernelen, Seite 240)

„Trotz unserer Verletzungen hatten wir das Glück, den Krieg zu überleben.

Es ist deshalb unsere Pflicht dafür Sorge zu tragen, dass die Opfer der Kriegsgeneration und das Gedächtnis an unsere gefallenen Kameraden niemals in Vergessenheit geraten.

Nicht zu vergessen sind jedoch die vielen uneigennütigen Helfer, die ihr Leben aufs Spiel setzten, um Deserteuren oder politisch Verfolgten Unterschlupf zu gewähren. Ihnen gebührt immer währender Dank.“

Paul Heinrich



Besuch des amerikanischen Botschafters Peter Terpeluk Jr. , von General CRAIG (Kommandeur der 28th Inf. Division) und John McVickar (Sohn des Befreiers von Ettelbrück) im General Patton Memorial Museum.



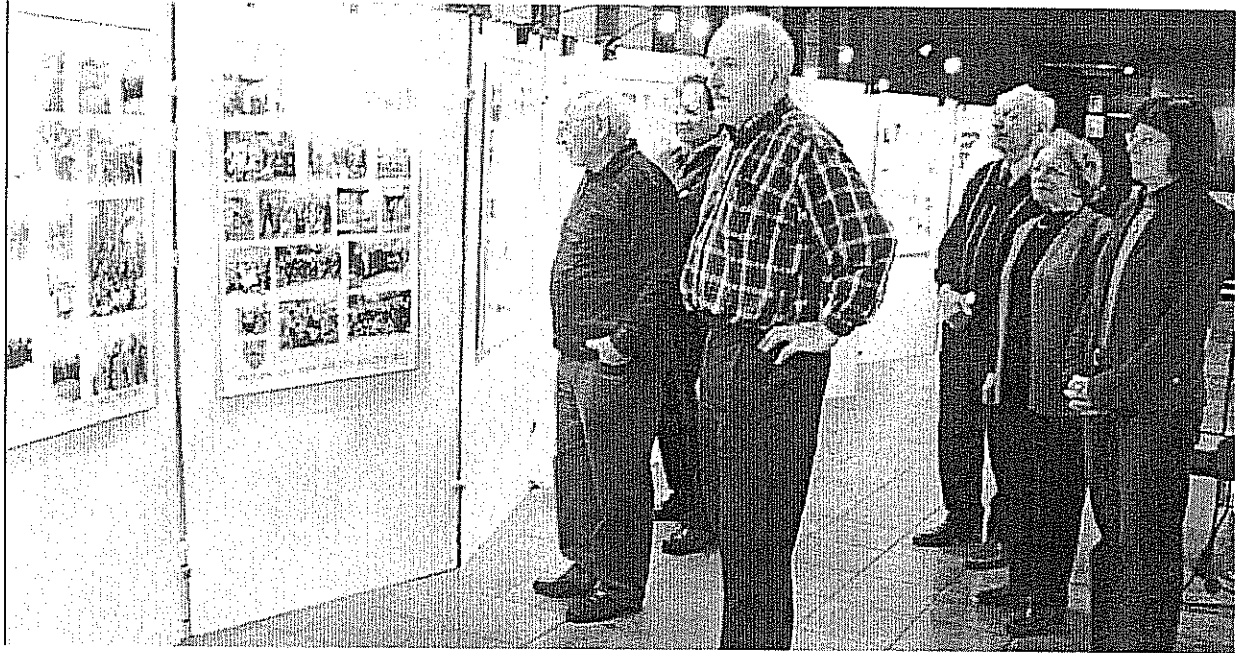
Botschaftergattin Diane Terpeluk, Emily Schäfer, Pascal Neely, General Patton Enkelsohn Helten Patton, Abgeordneter-Bürgermeister Jean-Paul Schaeff, GREG-Präsident Faust Hettlich, Reinold Reinold und die beigesteuerte PR-Beauftragte der US-Botschaft Laura Süß (v. l. n. r.) anlässlich der Einweihung des Patton-Atriums in der US-Botschaft

Am Rande der Feierlichkeiten zu 60 Jahre Befreiung

Ehre für Patton-Museum in Ettelbrück

Vorstandsmitglieder des Ettelbrücker Pattonmuseums (GREG)
bei Einweihung des Patton-Atriums in US-Botschaft geehrt

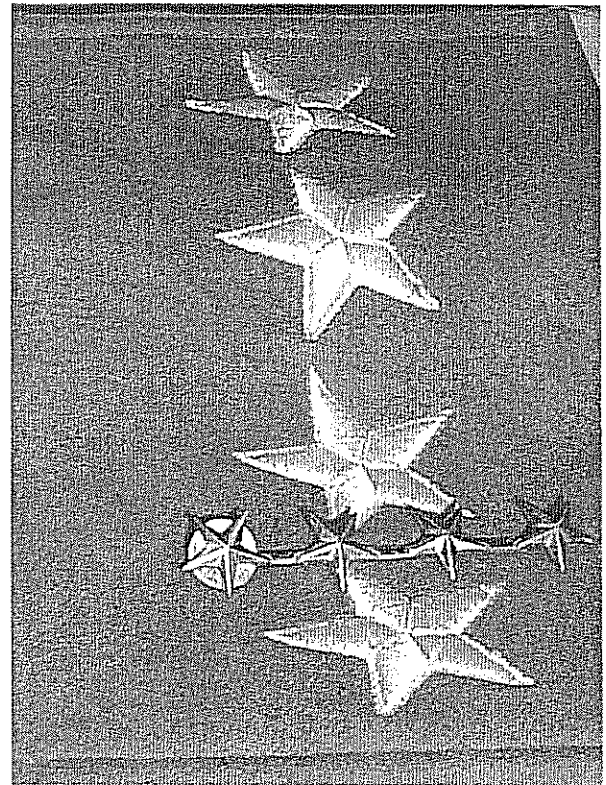
(Auszug aus Regionalwort Norden)



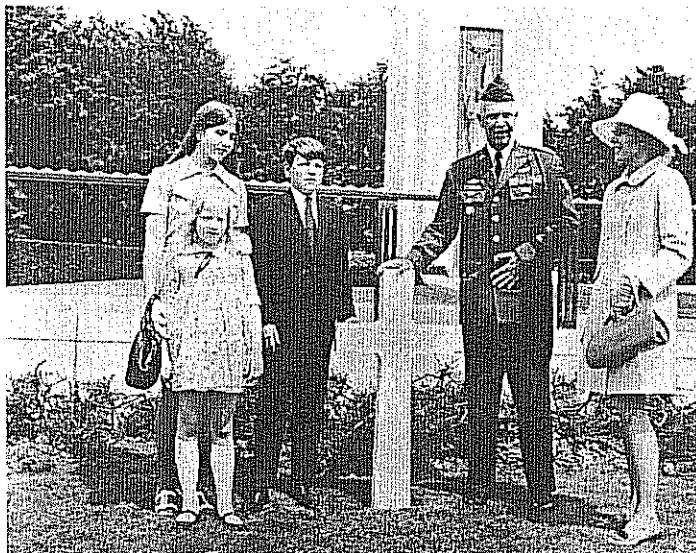
Einweihung einer Ausstellung über den Zweiten Weltkrieg im Hennesbau zu Niederfeulen (23. 12. 2004)



Besuch der Familie Patton in der Ausstellung zu Niederfeulen (30.12. 2004)



*Besuch der Familie Patton im General Patton Memorial Museum in Ettelbrück (30.12.2004).
Überreichung von persönlichen Effekten des legendären Generals an Vorstandsmitglied Romain
Reinard.*



*Brigadegeneral George Smith Patton IV
(† 27.6.2004) mit Familie am Grabe
seines Vaters auf dem Militärfriedhof in
Hamm(1970).*



*Joanne Patton-Hoolbrook mit Tochter
Helen und Sohn George V (2004).*